



Töne einer andern Welt

In der Wüste Gobi treffen sich Ost und West. Am mongolischen Festival «Donnernde Hufe» spielen internationale Künstler klassische, traditionelle und moderne Musik.

Letzte Welt Mongolei. Ein Land seltsamer Superlative: südlichster Dauerfrostboden, nördlichste Wüsten der Erde; auf einem Territorium von der Grösse Westeuropas leben 2,5 Millionen Menschen, fast die Hälfte davon in der Hauptstadt Ulan-Bator, und etwa 50 Millionen Schafe, Ziegen, Pferde, Yaks, Kamele. Vor 800 Jahren ging von hier das grösste Imperium aller Zeiten aus, heute sind viele Regionen der Mongolei von der Welt abgeschnitten. Der einstige kurze, aber sagenhafte Reichtum der mongolischen Stämme Dschingis Khans ist längst von der gestaltlosen Leere der Steppe verschluckt worden.

Nur in Tänzen, Ringer-, Bogen- und Reiterwettkämpfen erinnern sich die Mongolen ihrer alten Kultur. Und in ihren Liedern. Seit 1999 wird im Juni auf Einladung des Festivals «Donnernde Hufe» die Wüste Gobi zu einem Konzertsaal. In dieser kurzen Periode erträglicher Temperaturen (tagsüber bis 40 Grad Celsius, nachts knapp unter Null) treffen sich hier Musiker aus Westeuropa und Amerika, vor allem aber aus Zentralasien: vom Kaukasus, aus den kirgisischen Schluchten des Tianschan, aus Peking, der Mongolei. Für ein paar Tage besetzen sie die Gobi mit ihren Stimmen und denen ihrer Instrumente. Spätestens seit dem 13. Jahrhundert, als Dschingis Khans Reiterhorden vom Osten her in Europa einfielen, gibt es geheimnisvolle kulturelle Verwandtschaften zwischen Ost und West, die sich aus musikalischen Traditionen und Musizertechniken heraushören lassen. Auf der Suche nach diesen Verwandtschaften begegnen sich die Musiker in der Gobi.

Das Lager Khoyor Zagal, vierhundert Kilometer westlich von Ulan-Bator, ist Ausgangspunkt für Absteiger in die Konzertwildnis zwischen wüsten Gesteinsmassen vor einem linearen Horizont. Vor uns die Gobi: endlose grüngraue Steppe. Hamsterähnliche Geschöpfe schwirren über den nach Essig und Thymian riechenden Boden, über uns kreisen Adler so häufig wie in Mitteleuropa Bussarde. Die Ebene liegt hier zwischen 1500 und 2000 Meter hoch. Nach Süden fällt sie leicht in die Wüste ab, schon nach wenigen Kilometern beginnen die Dünen. Dazwischen einige Wasserstellen, in denen Pferde stehen. Das Jurtencamp erinnert wegen seiner regelmässigen Aufstellung und den weissen Kegeln an eine Batterie unterirdischer Raketen, deren Köpfe aus dem Steppenboden herausragen. Die Jurten werden noch immer wie zu Marco Polos Zeiten vor 800 Jahren gebaut. Sie sind kreisrund, die Tür zeigt Richtung Süden, damit am Sonnenstand die Uhrzeit abgelesen werden kann, in der Mitte steht ein Kanonofen für kalte Winternächte. Dort, wo das Ofenrohr austritt, ist das

Zelt gen Himmel offen. Doch sind Betten, Tisch und Vorleger augenscheinlich bei Ikea eingekauft worden. Über dem Tisch hängt eine Milchglaslampe, wohl auch von Ikea. Nachts sieht das Camp wie eine Eskadron von Leuchtkäfern aus: Nur durch die halb offenen Zeltpitzen fällt, vom Trägerskelett gerippt, Licht.

Konzert in den Sandbänken. Der Sand ist feucht vom letzten Regen, der um diese Zeit gar nicht fallen dürfte. Schwerelos Grün liegt über den Dünen. Jetzt brennt die Sonne hinterhältig durch das Wolkengespinnst hindurch. Der Boden ist so kalt, dass nach drei Stunden Konzertanhörung unversehens die Schleimhäute anschwellen. Das Konzert ist für Nomaden aus der Nachbarschaft veranstaltet, für Reiter, Ringer, Frauen und Kinder. Man ruft sie herbei, indem man eine Stunde vor dem Konzert Diskomusik auflegt und den Lautsprechern die Peitsche gibt. Der Wind trägt den Sound bis zu den weit umliegenden Jurten. Mancher wohnt 50 Kilometer entfernt. Sie kommen brav mit Pferd und Familie und lassen sich mit uns im Sand nieder. Wir hören ein New Yorker Ensemble Béla Bartók spielen und den Schweizer Sänger Kurt Widmer von der Düne Hölderlin-Gedichte intonieren. Ein armenisches Trio spielt religiöse Stücke aus dem frühen Mittelalter auf einem Doppelrohrblatt aus Aprikosenholz, dem Dudük. Die zirkulante Atemtechnik der Armenier kennen auch die nach ihnen auftretenden Saxofonisten aus England und Schweden.

Ein türkischer Musiker, der in Deutschland lebt, spielt auf seiner Rahmentrommel das Liebeslied eines türkischen Mystikers aus dem 14. Jahrhundert und Neue Musik aus Westeuropa. Es folgen Aserbeidschaner und Kirgisen. Die Maultrommel – aus Bambus oder Metall – ist in dieser Region ein weit verbreitetes Musikinstrument: Indiz für jenen kulturellen Zusammenhang, den der mongolisch-chinesische Kaiser Kubilai Khan mit der Einigung unter den Steppenvölkern verbreitet hat. Ein mongolischer Ober-ton-sänger tritt auf. Er ist 17 Jahre alt, hat blondiertes Haar und heisst Schinezog. Beim Obertonsingen (Chömij) wirken Zwerchfell, Kehlkopf, Gaumen, Nase und Lippen zusammen, um gleichzeitig zwei Töne hervorzubringen.

Bis zum Klosterkonzert in Erdene Zuu unweit der mythischen Hauptstadt Karakorum sind es 100 Kilometer: Wind, bucklige Asphalt-piste. Kamele schaukeln vorbei, Pferde am Wasser, Pferde im Sand. Die Landschaft wird vertrauter. Einzelheiten treten hervor: der Parabolspiegel auf dem Platz vor einer Siedlung, Solarzellen über dem Eingang einer Jurte, eine Hundeleiche und Knochen im Gras. Plastikflaschen, wie fremde Zeichen auf den Tafeln der

Foto: Sebastian Hoppe



FESTIVAL-TEILNEHMER: Ein Kirgise spielt Ramancha.

Seit dem Ende des Kommunismus ist in der Mongolei eine mühsame Suche nach den eigenen Wurzeln in Gang gekommen.

Steppe. Jurten am braungrünen Körper der Gobi, das Gemachte im Gewordenen. Ein verlassenes Mustergut, wahrscheinlich einst von Agrarspezies aus der DDR gebaut: So sieht Kafkas Strafkolonie aus.

Ein paar Kilometer hinter Karakorum hat die Steppe auch den Horizont weggeschnitten. Als wäre jenseits dieser Kante die Welt zu Ende. Hinter mir das entfernte Schreien zweier Kinder. Als triebe ich auf dem Meer, und vom Strand wehten letzte Stimmen herüber. Jeder Schritt, als wäre es der erste über diese Erde. Nach hundert Schritten ist der Irrtum behoben. Vom Ende der Welt schnell eine Fahne hoch, als brenne dort die Steppe. Die Pferde nähern sich in wenigen Minuten. Ich bin Zeuge eines Rennens (Naadam). Es sind mindestens fünfzig Reiter. Bevor ich jedoch zu zählen anfangen kann, ist nichts mehr zu sehen. Der Himmel ist jetzt dunkelbraun. Tengri, der ewige Himmel der Götter, zeigt sich von seiner ungnädigen Seite. Auch als die Reiter vorüber sind, bleibt der Staub in der Luft kleben. Meine Nasenlöcher sind verstopft, die Bilder ringsum überbelichtet.

Einige hundert Pferdelängen vom Ort der Siegerehrung entfernt steht man am Ufer des Orchon. Von hier aus zog Attila (Flagellum Dei: die Strafe Gottes) im 5. Jahrhundert mit den Hunnen nach Italien und Gallien. 800 Jahre später entstand an dieser Stelle Dschingis Khans Palast von Karakorum. Inzwischen sind wieder 800 Jahre vergangen. Die Zeit wäre also reif für eine neue Attacke im Westen. Vorläufig sieht es aber sehr friedlich aus.

Karakorum ist heute ein geometrisch genau hingestelltes Ensemble von Holzbaracken, die von den inzwischen vertrauten Holzverschlängen umfriedet sind. Zu Marco Polos Zeiten dehnte sich in der Nähe, dort, wo heute das Kloster Erdene Zuu liegt,

Facts #50

kilometerlang die Stadt. Auf dem Feld vor den Baracken liegen nur Porzellansplitter, Knochen, Autoreifen und Pferdehufe. 1937 wurde das grösste mongolische Kloster von den Kommunisten geräumt. Einen Tempel haben sie dann wieder hingestellt, zum Vorzeigen religiöser Toleranz. Heute wachsen zwischen den mehrere hundert Meter langen Mauern Salzgräser. In der Mitte liegen drei Löwenköpfe aus Granit. Die sind von Dschingis Khans Palast übrig geblieben. Der Rest liegt im Bauch der Gobi. Diesen «Palast des Weltfriedens» mit seinen 64 Säulen haben aber nicht die Kommunisten, sondern die Chinesen vernichtet, im 14. Jahrhundert. Vor 800 Jahren war diese Einöde hier eine der grössten Städte der Welt. Hier stand der Silberbaum-Brunnen von Wilhelm von Paris. Europäische Kriegsgefangene, vatikanische Legaten, persische Händler, nestorianische Christen, Muslime, Juden, Buddhisten lebten in Karakorum zusammen.

Namjilim Norovbanzad trägt heute ein rotes Seidengewand mit gelber Schärpe. Wenn sie ihre Brille abnimmt und in der Mitte der Jurte steht, um uns Urtyn Duu zu erklären, tritt die ganze Majestät hervor. Namjilim Norovbanzad ist hier das, was man im Westen einen Popstar nennen würde. Nur erfährt sie eine andere Verehrung, sie ist auch schon 72. Und ausserdem Staatsheldin der Arbeit, Staatspreisträgerin, Volkskünstlerin. Sie ist die berühmteste Urtyn-Duu-Sängerin der Mongolei und also der Welt. Als sie vor drei Jahren in Basel bei uns ein Konzert gab, machten ihr die mongolischen Botschafter in Brüssel, Bonn und Paris ihre Aufwartung. Urtyn Duu ist das Steppenlied, ein schier endloser Gesang, bei dem die Sänger scheinbar keinen Atem benötigen.

Urtyn Duu wird beim Reiten gesungen. Daher das Vibrato, erklärt uns die Volkskünstlerin. Wenn Madame Norovbanzad zu singen anhebt, sind alle Erklärungen überflüssig. Das ist grösser und vor allem höher als jede Erklärung. Die Sängerin hangelt sich über dreieinhalb Oktaven und singt dabei noch Lagen aus tiefer Brust, die westlichen Sängern von ihren Lehrern wegen der Höhe verboten werden. Woher nimmt diese Frau die Luft, um so lange so hoch aufzusteigen? Als vor gut 100 Jahren russische Forscher Urtyn-Duu-Sänger beobachteten, hatte es für sie den Anschein, die Sänger wären beim Singen zehn oder fünfzehn Minuten ohne Atemholen ausgekommen. Würde Madame Norovbanzad für einen Gott singen (was sie nicht tut, schliesslich ist sie Volkskünstlerin), er dürfte ihr keinen Wunsch abschlagen.

Seit dem Ende des Kommunismus ist eine mühsame Suche nach den Wurzeln der eigenen Kultur in Gang gekommen. Während sich die Welt unter dem Dach des «global village» stärker und stärker vernetzt, wird im menschenarmen, abgelegenen Zentralasien Tradition zur entscheidenden Triebfeder kultureller Selbstvergewisserung. Letzte Welt Mongolei. Die musikalische Überlieferung hilft den Mongolen auch in Zeiten des Umbruchs und der Globalisierung, die Fragen zu beantworten: Wo komme ich her, und wohin gehe ich? Schinezog, der Pferdekopffeiger, verrät uns, dass er gerne Michael Jackson hört. Er hat sich trotzdem für den Ober-ton-gesang entschieden.

Am 21. Dezember, 23.25 Uhr, zeigt SF DRS 1 im «Klanghotel» «Lied von der Steppe: Musikalische Begegnung in der Mongolei». Der Dokumentarfilm von Michael Schindhelm und Jörg Jeshel entstand im Auftrag von ZDF, Arte und SF DRS.